

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 32/2 (2005)

DOI: 10.11588/fr.2005.2.62102

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

de la Réforme et au-delà«, ist zweifellos ein wichtiges Ergebnis. Aber irgendwie möchte man doch mehr erfahren: Etwas zur Position der erwähnten Frauen im französischen Adel, über die Grenzen, die ihrem politischen Spielraum gesetzt waren. Welche Voraussetzungen (Bildung, Erziehung) mußten überhaupt für die Intervention in den religiösen Disput gegeben sein? Zudem stellen die hier erwähnten Frauen, Angehörige der großen Familien und des Adels von Geblüt, nur eine einflußreiche Minderheit dar. Vielleicht hätte eine stärkere Berücksichtigung von Fragestellungen etwa der Frauen- und Geschlechtergeschichte, der Verflechtungsanalyse (W. Reinhard) oder auch des Konfessionalisierungsparadigmas eine Straffung und Präzisierung bewirkt. Die Studie ist nicht wirklich schlecht, aber überzeugen konnte sie nicht.

Sven EXTERNBRIK, Wetter

Claudie MARTIN-ULRICH, *La persona de la princesse au XVI<sup>e</sup> siècle: personnage littéraire et personnage politique*, Paris (Honoré Champion) 2004, 624 S. (Études et essais sur la Renaissance, 49).

Man stößt nicht oft auf eine Arbeit, bei der Prägnanz in der Titelwahl der Definition des Untersuchungsgebiets, der Wahl der Methode, dem analytischen Verfahren und der abschließenden Synthese entsprechen. Genau das ist hier der Fall. Die Literaturwissenschaftlerin C. Martin-Ulrich hat sich mit ihrer nun in Druckfassung vorliegenden *thèse* einer Personengruppe angenommen, die trotz des in den letzten zehn Jahren deutlich gewachsenen Interesses der französischen Forschung an den Lebensbedingungen von Frauen in der Frühen Neuzeit stets im Schatten ihres männlichen Gegenparts blieb. Nicht daß es keine Biographien der Ehefrauen, Töchter, Schwestern und Mütter der französischen Könige zwischen 1500 und 1630 gäbe, doch Biographie, die Untersuchung des Individuellen, Persönlichen, ist es gerade nicht, was hier im Vordergrund steht. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Frauen, von Anne de France bis Marie de Médicis, ihr Hintergrund und die politischen wie religiösen Verhältnisse der jeweiligen Zeit sind für einen zusammenfassenden Überblick zu groß. Die Differenz regiert. Schon die genaue Benennung des Untersuchungsgegenstands bereitet Schwierigkeiten. Die Bezeichnungen *reine* und *princesse* sind auch innerhalb der Personengruppe, die sie zu tragen berechtigt sind, nicht wirklich festgelegt. Zwar ist nicht jede Fürstin oder Fürstentochter Königin, aber doch jede Königin eine Fürstin und das nicht nur literarisch. Dies wird im weitverbreiteten synonymen Gebrauch der beiden Rangbezeichnungen erkennbar, wie die Autorin überzeugend nachweist. Ein großes Problem bereitet schließlich der Umstand, daß es zwar eine Vielzahl zeitgenössischer Texte gibt, in denen die *princesse* Erwähnung findet, daß jedoch kein Text, sei er literarisch, theoretisch-philosophisch, juristisch oder staatsrechtlich, sie definiert. Auch hier nur Splitter und Differenz. Die *princesse* ist da, sie ist »überall« (S. 15), doch als Abstraktum nur schwer zu fassen. Es gibt keine »Prinzessinnen – oder Fürstinnenspiegel«, die uns, und sei es nur einmal, ein klares Bild von ihr zeigen. Im besten Fall scheint sie schattenhaft in Analogie zum *prince* zu existieren, im schlimmsten Fall wird sie ex negativo von ihm abgeleitet. Dies ist schon eine erste, wichtige Erkenntnis dieser Studie.

Wer nun ist die *princesse*? In der wilden Flut der Quellen schlägt Martin-Ulrich den literaturwissenschaftlich-literaturhistorischen Weg der (Re-)Konstruktion eines Archetyps ein. Der Untersuchungszeitraum wie der Textkorpus sind dafür günstig. Der kulturelle Raum, in dem die *princesse* existierte, wurde durch den Rückgriff auf die Antike geprägt. Die Regeln der aristotelischen Rhetorik, die Aufgabe des Redners bei der Hervorbringung eines Menschenbilds, in Verbindung mit ihrer Weiterentwicklung durch Quintilian ergeben die Mittel der Analyse, der die Texte unterzogen werden. Die Topik der Rhetorik, in erster Linie die aristotelische »Glaubhaftigkeit« des dargestellten Menschenbilds auf der Ebene



des Ethos wie der quintilianische *habitus* liegen der *persona* zugrunde, dem Zusammenspiel verschiedenster Werte und Tugenden, die von der kulturellen Gemeinschaft anerkannt waren und als Idealvorstellung des Untersuchungsgegenstands Gültigkeit hatten. Der erste Teil der Arbeit, mit Blick auf künftige Leserinnen und Leser didaktisch wie sprachlich treffend »Seuils« betitelt, ist ganz der Herleitung der gewählten Methodik aus den Rhetorikkonzepten der beiden Autoren, ihrer Rezeption und ihrer Überführung in einen christlich geprägten kulturellen Kosmos gewidmet.

Im zweiten Teil werden die geltenden Regeln und die Ziele der Erziehung der *princesse* herausgearbeitet, mit besonderer Berücksichtigung der Vorstellung der »gelehrten Frau«, im dritten Teil der Katalog der Tugenden, die sie aufweisen sollte. Die literaturwissenschaftliche Methode bedingt, daß die literarischen Quellen im Vordergrund stehen, darunter die bekanntesten, ja, die altbekanntesten von Du Bellay, Ronsard, den beiden Marot, Jean und Clément, oder François Habert und natürlich von der in diesem Zusammenhang berühmtesten Vertreterin aus der Untersuchungsgruppe selbst: Marguerite de Navarre. Die Funde in den übrigen Textsorten dienen vor allem dazu, das Bild zu ergänzen und zu bestätigen.

Die neue Lesart fördert aus dem vermeintlich Bekannten tatsächlich Neues zutage. Präzise aus den Texten herausgefiltert und in stringenter Argumentation vorgeführt, gelingt es der Autorin, die *persona* vor den Augen der Leserinnen und Leser erstehen zu lassen. Herrscherinnengestalt und Untertanin in einer Person, majestätisch und demütig zugleich verschmelzen ganz gegensätzliche Eigenschaften zu einer Marienähnlichen Göttinnengestalt. Sie diene, überraschend genug, aber überzeugend dargestellt, als Vorbild für ihren männlichen Gegenpart und vor allem als Vermittlerin zwischen den verschiedenen Personen und Gruppen, nämlich dem Fürsten, dem Volk, den Dichtern und dem christlich Jenseitigen, die *princesse* also als vereinigendes Element. In der *persona* spiegelt sich damit auch die geltende Vorstellung einer im Sinne der aristotelischen Tugend geeinten Gesellschaft wider.

Als vereinigende, zeitweise geradezu läuternde Kraft wird die *persona* dabei durchaus als aktives Element betrachtet. Das Ideal unterliegt jedoch der Gefahr einer zu großen Perfektionierung. Die Tugenden werden die *princesse* selbst, aus der irdischen Madonna wird die unerreichbare Göttin. Diese Vorstellung, die sich ab der 2. Hälfte des 16. Jhs. nachweisen läßt, reibt sich sehr schnell an einer neuen Wirklichkeit, die besonders die Veränderungen der religiösen Vorstellungen der Zeit bringen. Eine neue, reformierte Ethik untergräbt die Überzeugung von der Bedeutung des Handelns zugunsten einer höheren Bewertung des Glaubens und der Gnade. Mit der Régence bricht endgültig eine neue Realität in diese Vorstellungen ein. Die politisch aktiv handelnde Königin zerstört das Bild der majestätisch demütigen Mittlerin zwischen der Welt und Gott wie der göttinnengleichen Tugend per se. Die Renaissance ist zu Ende.

Ulrich-Martins Buch ist eine *tour de force*, in der Erarbeitung der Thesen wie in der anschließenden Lektüre. Leserinnen und Lesern wird keine denkerische Anstrengung erspart, aber sie werden von der Autorin mit fester Hand sicher geleitet. Die gewählte Methode wird durchgehalten, das Instrumentarium mit äußerster Konsequenz angewendet, ohne daß den Quellen Inhalte aufgezwungen werden würden, die sie nicht wirklich haben. Es ist ein bestimmter Standpunkt und eine eingeschränkte Lesart, die wir hier vorfinden, aber eingeschränkt im essentiell wissenschaftlichen Sinn. Stil und Sprache der Arbeit sind diesem festen Griff angepaßt. Selten wird eine so reiche Fülle von Originalzitate, etwas, das man den geltenden Regeln nach eher vermeiden sollte, von einer so klaren Sprache begleitet. Die Art, die Fußnoten auf jeder einzelnen Seite von 1 an neu durchzuzählen, trägt zur Übersichtlichkeit bei. Daß manche Überlegungen etwas kurz ausfallen, die Prägnanz ein wenig übertrieben wird, fällt dabei nicht wirklich ins Gewicht. Das Wesentliche ist gesagt, die Diskussion ist eröffnet. Auf die literaturwissenschaftliche Methode schließlich ist es zurückzuführen, daß die wichtigsten Thesen, die Rolle der *persona* als Mittlerin zwischen der Welt und Gott, mit den Geschichten aus dem Heptameron nicht nur



illustriert, sondern auch im Schlußkapitel noch einmal untermauert werden. Damit wird eigentlich eine frühe Phase der Entstehungszeit der *persona* für die Unterstützung der Hauptthese benutzt, so daß man historisch-wissenschaftlich gesehen ihre Gültigkeit nach diesem Zeitpunkt noch einmal überprüfen sollte. Dennoch ist die Studie auch für die historische Forschung unbedingt ein Zugewinn und wird für die weitere Beschäftigung mit den *princesses* eine ausgezeichnete Diskussionsgrundlage bieten.

Und sie bietet eine letzte Erkenntnis. Für eine Untersuchung einer französischen Wissenschaftlerin ist eine gewisse Distanzierung von der herrschenden, angelsächsisch bestimmten Genderforschung gegeben. Dennoch ist diese Arbeit ein Beitrag genau dazu geworden. Nicht nur bestimmt die Untersuchungsgruppe den Untersuchungszeitraum, also nicht die Herrscher, sondern die Regentinnen setzen die Eckdaten, sondern eine kleine biographische Übersicht über die *princesses* ganz am Ende des Buchs macht (auch wenn aus unerklärlichen Gründen gerade Marie de Médicis fehlt) auf eindruckliche Weise klar, daß die *princesse* wie ihre *persona* vor allem eines war: ein relatives Wesen. Auch das Dasein von Frauen in der Frühen Neuzeit wird unerbittlich vom »relative-creature-Modell« bestimmt.

Sabine HEISSLER, Berlin

LAURO MARTINES, Die Verschwörung. Aufstieg und Fall der Medici im Florenz der Renaissance. Aus dem Englischen von Eva DEMPEWOLF, Darmstadt (Primus Verlag) 2004, 288 S.

Die Verschwörung, die dem vorliegenden Band den Titel gab, war der Versuch einiger Angehöriger der Familie Pazzi, durch Ermordung der Brüder Guiliano und Lorenzo de Medici die inoffizielle, durch die Verfassung der Stadt Florenz nicht sanktionierte Herrschaft der Medici zu brechen. Der Plan, der am Sonntag, den 26. April 1478 im Dom Florenz zur Ausführung kam, schlug fehl. Zwar fiel der jüngere Medici, Giuliano, den Attentätern zum Opfer, doch Lorenzo entkam leicht verletzt und leitete noch am gleichen Tag einen blutigen Rachefeldzug ein, dem fast die gesamte Familie Pazzi zum Opfer fiel. Aber Lorenzo gab sich nicht allein mit der physischen Vernichtung der Verschwörer zufrieden (der letzte starb 1488 eines gewaltsamen Todes), sondern versuchte darüber hinaus, jegliches Andenken an die Familie Pazzi auszulöschen. Der Stern der Medici aber schien nach 1478 heller als je zuvor.

Dies sind in aller Kürze die wichtigsten Fakten, die zum Verständnis der Pazzi-Verschwörung notwendig sind. Das Buch von Lauro Martines, einem ausgewiesenen Fachmann der Geschichte der italienischen Renaissance und des mediceischen Florenz, ist aber weit mehr als nur Darstellung eines filmreifen Ereignisses. Martines rekonstruiert die Geschehnisse ganz im Sinne der Blochschen Idee des »Historikers als Untersuchungsrichter« und entfaltet ein Panorama der italienischen Renaissance, indem er einen tiefgründigen Einblick in die Politikgestaltung der Epoche gibt.

Um die Mitte des 15. Jhs. repräsentierten die Pazzi und die Medici zwei der vornehmsten, reichsten und einflußreichsten Familien der Republik Florenz. Beide entsandten ihre Vertreter regelmäßig in die leitenden Organe der Regierung der Republik, beide schufen sich eine Klientel und beide begannen, auch außerhalb des florentinischen Patriziats, Allianzen zu bilden. Der latente Konflikt zwischen den Familien spitzte sich zu, als die Medici die Familienpolitik des Papstes Sixtus IV. Rovere behinderten, der seine Neffen mit Pfründen versorgen wollte und langfristig die Begründung eines Rovere-Erbfürstentums anstrebte. Diesen Widerstand nahm Sixtus IV. zum Anlaß, die Medici durch die Pazzi als Hauptbankiere des Papsttums zu ersetzen, was zu einer beständigen Verschärfung der Rivalität führte, an der auch zwischenzeitliche Heiratsverbindungen zwischen den beiden Familien nichts änderten. Sie gipfelte im Anschlag des 26. Aprils 1478.

Der Anschlag markierte zugleich den Anfang vom Ende der florentinischen Republik: er leitete das Zeitalter Lorenzo de' Medici ein, dem es gelang, seiner Familie eine Machtbasis